

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 7 (1903-1904)
Heft: 11

Artikel: Mutter Marchette
Autor: Bates, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666595>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kaum war der grause Hohn vollbracht,
Chaldar springt auf... die Diele kracht...
Und auf des Vogtes Nacken saust
Herab nun seine Eisensfaust,
Daß er dem Tisch zu Füßen stürzt.
Ein Griff, ein Druck! Im heißen Brei
Erstickt des Ritters Sterbeschrei!
„So ist das Mahl nun abgefürzt!
Iß du den Brei, den du gewürzt!“
Gell ruft's Chaldar. „So bleib' es denn:
In Ehren stehn, oder untergehn.“

Er stürmt hinaus, er haut sich Bahn;
Die Knappen starren wie im Wahn,
Und eh' sie kaum noch recht erschrocken,
So läuten schon des Dorfes Glocken:
Zum Kampf!... Nun stürmen sie Fardün.
Mit Flammenflügeln schwingt aufs Dach
Der rote Hahn sich... Sturz und Krach!
Und wo die letzten Flammen glühn,
Der Freiheit Banner nun erblühn.
Noch siehst du hell im Land sie wehn:
In Ehren stehn, oder untergehn!

Udolf Döglin.

Mutter Marchette.

Von A. Bates.

Es war halb zwölf Uhr, an einem heißen Julitage, in Paris. Die Stadt badete im Sonnenlicht und nirgends brannte es heißer, als auf der Salpêtrière. Auf der ganzen Stätte lag die Stille der Mittagschwüle. Niemand regte sich, den nicht eine drängende Pflicht zur Arbeit zwang. In den langen, weißen Sälen schliefen die Kranken, oder lagen ruhig vor Ermattung unter der brennenden Glut der Mittagshitze.

Einen der Vorsäle hinunter, wo es herrlich kühl schien im Gegensatz zur Wärme der Luft draußen, woher er gekommen war, ging jetzt ein junger Mann. Sein Schritt, obwohl eilig, hatte das Geräuschlose, das von vertrautem Verkehr in Krankenzimmern und Spitalern zeugt. Seine Gestalt war fest und nervig, sein Blick klar und durchdringend. Doktor Jean Lommel war einer der Anstaltsärzte der Salpêtrière, aber augenscheinlich jetzt nicht auf seiner regelmäßigen Runde begriffen, denn er trat eiligst in einen gewissen Saal und an ein Bett, das beinahe in der Mitte stand, ohne sich bei einem der andern aufzuhalten.

In diesem Bette lag eine alte Frau. Ihr Gesicht zeugte von großer Charakterstärke. Es war ein Bauerngesicht, und trotz seiner unzähligen Runzeln, der eingesunkenen Schläfen, der rauhen Haut und der zusammengezogenen Lippen, welche den Mangel an dahinter steckenden Zähnen bewiesen, trug es deutlich den Stempel der Güte und des Seelenadels, den weder die Zeit noch die Krankheit ganz zu verwischen vermocht hatten. Das Haar, das in dünnen Strähnen unter der weißen Haube hervorkam, war fast ebenso schneeweiß, als die feine Leinwand, die es barg, und als die Kranke ihre eingesunkenen Augen öffnete, dieweil der Arzt neben dem Bette stand, waren sie klar und strahlten mit einem Glanz, der nicht nur von Fieber und Angst herrührte. In ihrem Blicke lag eine ängstliche und dringende Frage. Der junge Mann berührte mit

den Spitzen seiner langen, feinen Finger ihr weißes Haar mit dem Ausdruck zärtlicher Teilnahme, und ergriff dann ihre verschrumpfte, mit blauen Adern gezeichnete Hand, die auf der Bettdecke lag.

„In einer Stunde, Mère Marchette,“ sagte er, ihren Blick beantwortend, — „in einer Stunde wird er hier sein. Lassen Sie den Mut nicht sinken. Sie haben doch keine Schmerzen?“

Die alte Frau schüttelte fast unmerklich den Kopf. Etwas wie ein leises aber glückliches Lächeln überstrahlte ihr Gesicht. Sie sprach nicht, aber sie dankte ihm mit einem Blick, ehe sie die Augen schloß und wieder so unbeweglich dalag, wie vor seiner Ankunft.

Der junge Mann schaute sie einen Augenblick an mit dem Ausdrucke tiefsten Mitleides in seinen braunen Augen; dann wandte er sich seufzend ab und ging leise den Saal hinunter. Bei der Türe begegnete ihm eine der Wärterinnen, die aufgestanden und ihm entgegen gegangen war.

„Wird sie es erleben, Herr Doktor?“

„Ja,“ antwortete dieser. „Sie hat all ihre Energie eingesetzt, um am Leben zu bleiben, bis ihr Enkel kommt. Es ist recht seltsam“, fuhr er mit leiser und zugleich so deutlicher Stimme fort, wie man sie sich nur in Krankenzimmern aneignen kann, wie sie der bloße Instinkt gelehrt hat, ihre Kräfte zu sparen. Sie regt sich nicht, noch spricht sie; sie lebt nur“.

„Sie ist in diesem Zustande,“ erwiderte die Pflegerin, „seit dem Augenblicke, da wir ihr mitteilten, daß Peter kommen werde. Wird er um zwölf Uhr hier sein?“

„Nein, nicht vor halb ein Uhr,“ gab Doktor Lommel zur Antwort. „Ich werde vorher zurück sein“.

Und er trat hinaus in den flutenden Sonnenschein.

II.

Jedermann in der Salpêtrière, der mit dem Saale, wo Mère Marchette lag, in Berührung kam, war ihr wohlgesinnt. Die Ärzte und Pflegerinnen hätten nicht freundlicher und liebevoller gegen sie sein können, wenn sie ihre Blutsverwandte gewesen wäre. Sie gehörte zu den Menschen, die sich überall beliebt machen. Sie war so geduldig, so einfach, so wohlwollend. Eine Bäuerin aus der Normandie, war sie noch in ihren alten Tagen mit ihrem Enkel, einem sechszehnjährigen Jungen nach Paris getrieben worden. Alle andern Glieder ihrer Familie waren tot. Peters Vater war Soldat gewesen, und in der Hoffnung, für seinen Sohn eine Pension zu erlangen, hatte Mère Marchette ihre Heimstätte und das ihr liebgewordene Leben in der Normandie verlassen und sich in den Strudel der Weltstadt geworfen. Der tote Soldat war indessen abgerufen worden, noch ehe das Malariafieber, das er sich in den Sümpfen des Landes zugezogen hatte, zum Ausbruch gekommen war, und die Pension konnte nicht erlangt werden. Es war dies eine bittere Enttäuschung, die noch durch die Tatsache verschlimmert wurde, daß Mère Marchette von dieser und

jener Seite versichert wurde, ihre Ansprüche wären gewiß befriedigt worden, hätte man die Sache nur richtig angegriffen. Mère Marchette konnte sich selbst den Tadel und die Vorwürfe nicht ersparen, wenn sie überlegte, daß es Mangel an Scharfsinn ihrerseits gewesen, wodurch Peter jetzt der Pension verlustig ging. Ihr Enkel war ihre ganze Welt, ihm widmete sie alle ihre Kräfte. Sie arbeitete für ihn, wachte über ihn und litt mit der nur den Alten und Einsamen eigenen Selbstlosigkeit.

Zum Glück war Peter ein guter Bursche, der seiner Großmutter ihre Liebe mit einer Hingabe vergalt, die kaum hinter der ihrigen zurückstand. Sie bewohnten zusammen zwei Dachstübchen, wo sie Abends im Dunkeln saßen und von ihrer normännischen Heimat plauderten. Sie riefen die Vergangenheit zurück und bauten unzählige Luftschlösser auf die Zeit hin, wo sie heimkehren würden. Sie machten großartige Pläne, wie sie die alte Hütte wieder erwerben wollten, wo beide geboren waren, und welche durch den Abschluß einer Hypothek verloren gegangen war, als die langwierige Krankheit von Peters Vater ein Ende genommen hatte. Sie wurden nie müde, einander zu sagen, was sie dann tun würden, und auf Mittel und Wege zu sinnen, wie sie das alte, ausgenutzte Bauerngut wieder einträglich machen wollten. Sie blieben so treulich Kinder der Scholle, als wären sie noch in der Normandie, anstatt in ihrer Dachwohnung mitten in Paris gewesen.

Tagsüber ging Mère Marchette auf die Arbeit als Putzfrau aus, die weil Peter das Glück gehabt hatte, eine Stelle als Gehilfe in einem kleinen Spezereiladen an der M. le Prince-Straße zu finden. Und gerade im Zusammenhang mit dieser verursachte Peter seiner Großmutter den einzigen, wahren Kummer während ihres ganzen Zusammenlebens. Auf einmal fing der Junge an, abends auszubleiben, und als dann Mère Marchette den Grund dafür ausfindig machen wollte, wich er jeder Antwort aus. Als sie sich eines Abends auf dem Heimweg befand, sah sie ihren Enkel mit einem jungen Mädchen unter der Türe eines kleinen Modegeschäfts stehen. Mère Marchettes Herz schnürte sich krampfhaft zusammen. Die Luftschlösser, von deren glitzernden Türmen herab blendende Lichter erglänzt und sie gestärkt und aufgemuntert hatten, zerfielen vor ihren Augen in Trümmer. In einem Augenblick schien ihr Alter, ihre Armut, ihre Erschöpfung zehnfach vermehrt. Mühevoll stieg sie die lange Treppe hinauf und setzte sich gebrochenen Herzens nieder, um zu warten. Sie hegte all das dem Bauernstand angeborene Mißtrauen gegen Paris: es war ihr nicht möglich gewesen, im Studenten-Viertel zu wohnen, ohne etwas von der sie umgebenden Schlechtigkeit zu verstehen, obschon zu ihrem Glück die schlimmsten Seiten des Pariser Lebens ihr so unverständlich gewesen wären, daß sie dieselben ungerührt hätte mit ansehen können. So dachte sie auch jetzt nichts böses von Peter, nur eine schreckliche Furcht ergriff sie, er möchte einer jener Sirenen des Studenten-Viertels zum Opfer fallen, die nach Mère Marchettes Meinung die Seele und den Körper zugleich verderben.

Mère Marchette sagte nichts zu Peter von der Entdeckung, die sie gemacht hatte. Sie war nur umso sanfter gegen ihn, während sie in'sgeheim inbrünstiger für ihn betete. Das geheimnisvolle Ausbleiben des jungen Burschen hielt noch einige Tage an, die traurigen Abendstunden dehnten sich wie eine endlose Wüste aus, über welche Mère Marchette mit blutenden Füßen mühevoll dahinschritt. Und als dann eines Abends Peter strahlenden Auges nach Hause kam, ward alles klar. Er legte seiner Großmutter ein Häufchen Geld in die Hand, eine an sich zwar geringe, für die beiden aber bedeutende Summe, und erzählte ihr, wie eine Putzmacherin in einer nahen Gasse ihn beauftragt hätte, Schachteln umzustellen und das Dachgeschoß ihres Hauses, worin Wohnungen eingerichtet werden sollten, zu leeren. Das war sein Geheimnis gewesen, und in Gedanken an die große Überraschung, die er seiner Großmutter machen wollte, hatte er nicht an den Kummer gedacht, den sein Ausbleiben ihr verursachen mußte.

Solcherlei Kleinigkeiten machten die großen Ereignisse im Leben Mère Marchettes und Peters aus. Ihrer Liebe lag eine Selbstlosigkeit, eine idyllische Hingebung zu Grunde, die weder Reichtum, Bildung noch Rang hätten verstärken können; aber in des Burschen Adern floß Soldatenblut, das vor jugendlicher Frische überquoll. Seit seiner Wiege hatte er vom Heere geträumt, und so innig auch seine Liebe zu Mère Marchette war, die Macht des Schicksals war noch stärker. Es war das alte Lied von Jugend und Alter, vom in sich Aufnehmen der Mutterliebe und dem rastlosen Impuls des Knabenherzens. Peter rechtfertigte seinen Wunsch in seinen Augen mit der Entschuldigung, daß er im Heere mehr verdienen könne; aber seine Mutter kannte die Macht des Instinktes, den er ererbt hatte, nur zu gut. Sie hatte im Leben seines Vaters denselben Kampf mitangesehen.

Als Peter achtzehn Jahre alt war, nahm er sein Gewehr auf die Schulter, marschierte ab, und ließ die gute, alte Mère Marchette fremder in Paris zurück, als sie es zwei Jahre vorher betreten hatte; allein mit ihrem Gebet und ihrem Jammer. Worte vermögen die Qualen nicht auszudrücken, welche Mère Marchettes Seele zwischen dem Tage von Peters Abreise und jenem heißen Julinachmittage durchkämpfte, wo sie auf dem Sterbebette in der Salpêtrière lag. Sie war sich immer wie eine Wilde, Gefangene, von dem sie unwogenden Großstadtleben Verwirrte vorgekommen, sogar als sie noch an Peter einen Halt gehabt hatte. Als er aber fort war, da begann die gute Seele sich vor Heimweh und Sehnsucht zu verzehren. Zwei Jahre hindurch kämpfte sie törichterweise aber unablässig, indem sie sich selbst nicht gestehen wollte, daß sie unter der Wucht des Verlassenseins und des Kummers zusammenbrach. Sie gehörte einer Rasse an, die nicht leicht starb, und wiewohl schon mehr als achtzig Jahre alt, sah sie doch hoffnungsfreudig dem Tage entgegen, wo Peter das Heer verlassen und zu ihr und zu einem gemeinsamen Leben zurückkehren würde.

Aber der Kampf ums Dasein war ein harter in Paris, sogar als noch die Freude, die sie darob empfand, für Peter zu arbeiten, sie aufrecht hielt;

als dieser weggegangen war, wurde der Kampf unerträglich. Nach zwei Jahren waren sogar die Kraft und der Mut der normännischen Bäuerin erlahmt, und jetzt schien eine schreckliche Krankheit, die schon früher einmal in ihrer Familie aufgetreten war, von ihrem Schwächezustande begünstigt, sie zu überfallen. Sie war in der Familie von Jean Lommels Mutter als Putzfrau tätig gewesen, und so war sie durch Verwendung des jungen Arztes in der Salpêtrière aufgenommen worden, wo sie jetzt am Magenkrebs erkrankt, mit dem Tode rang.

In dem Saale gab es keine Kranke, die nicht einem bessern Stande angehörte als Mère Marchette. Sie hatte am wenigsten Erziehung genossen, ihr waren Lebensart und Weltton fremd, und doch war es vor allem aus dieser armen, alten Bauernfrau allein gelungen, in der Seele der Wärterinnen einen Funken wahrer Zuneigung anzufachen. Es gibt Menschen, die eigens dazu geboren scheinen, um geliebt zu werden, und wenn diese seltenen Wesen dessen würdig bleiben, können weder Alter, Krankheit, noch Armut ihre Macht, Liebe zu erwecken, zerstören. Die Wärterinnen drückten ihre Lippen auf ihre Stirne und küßten sie heimlich, als wären sie überrascht und bereit, sich der Rührung zu schämen, welche sie zu solch ungewohnter Offenherzigkeit verleitet hatte. Die Ärzte sprachen mit nicht professioneller, rauher Stimme zu ihr, während Doktor Lommel, der den Saal unter sich hatte, sie mit einer freundlichen Höflichkeit grüßte, die kaum hinter derjenigen zurückstand, die er seiner eigenen Großmutter bezeugt hätte. Sie wußten alle, daß Mère Marchette sterben mußte, und nachdem sie zuerst die Zeit nach Wochen berechnet hatten, waren sie auf Tage und jetzt auf Stunden gekommen. Es schien in der That, als hielte nur der alten Frau eigener Wille sie so lange am Leben, bis Peter käme. Sie hatte ihre Leiden ohne Murren ertragen, aber doch nicht vermocht, den Schrei ihres Herzens gänzlich zu unterdrücken. Des jungen Soldaten Regiment stand in Algier, und es waren wegen seinesurlaubes Schwierigkeiten entstanden. Wenn er an irgend ein anderes Sterbebett im Spital gerufen worden, so würden die Schwierigkeiten wohl kaum zu überwinden gewesen sein; aber zu Gunsten Mère Marchettes hatten die Ärzte so eifrig gewirkt, daß alle Hindernisse bewältigt wurden, und Peter Urlaub erhielt. Von dem Augenblicke an, da man ihr gesagt, ihr Enkel sei auf dem Wege, war sie vollkommen ruhig geworden und hatte, wie die Ärzte sagten, ihre ganze Kraft eingesetzt, um sich am Leben zu erhalten, bis Peter kommen würde.

Und an diesem heißen Juli-Nachmittage näherte sich der Zug, welcher Peter brachte, Paris, und Mère Marchette lag so still, daß sie kaum zu atmen schien; so still, daß man geglaubt hätte, sie wolle nicht einmal denken, aus Furcht, dadurch ein kostbares Körnchen ihrer Kraft zu erschöpfen und so sterben zu müssen, ohne die Seligkeit dieser letzten Umarmung gekostet zu haben.

III.

Wer sich über den Gang der modernen, wissenschaftlichen Untersuchung auf dem laufenden erhält, weiß, daß vor etwa zwanzig Jahren in der Sal-

pétrière jener sonderbaren physischen oder psychischen Kraft, die unter dem Namen Hypnotismus bekannt ist, besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Professor Charcot, das Haupt der Salpétrière-Schule hat sich durch seine Untersuchungen ganz besonders ausgezeichnet. Zuerst von seinen Kollegen angegriffen, hatte er das Glück, es zu erleben, daß der wissenschaftliche Wert der Hypnose anerkannt, und er selbst triumphierend in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde, welche seine Forschungen zuerst als bloße Quacksalberei gebrandtmarkt hatte. Charles Féré, ein Assistenzarzt an der Salpétrière, setzte mit Riches, Bourneville und beinahe einem Duzend anderer auserlesener Männer seine Forschungen mit Eifer und Gründlichkeit fort und schuf eine wertvolle Literatur über diesen schwierigen Stoff.

Man wird leicht begreifen, daß alle Ärzte an der Salpétrière und hauptsächlich die jüngern Männer nicht ermangelten, sich für dieses neue und anziehende wissenschaftliche Fach lebhaft zu interessieren.

Die Tatsachen, auf welche die Theorien des Mesmerismus, des tierischen Magnetismus und anderer unklarer Systeme gegründet waren, wurden geordnet und wissenschaftlich geprüft. Professor Charcot und seine Kollegen arbeiteten sorgfältig und gründlich und ohne das Geheimnis der Kraft, mit der sie umgingen, ergründen zu können, erprobten sie deren Wert als medizinisches Heilmittel. In der Heilung von Nervenkrankheiten und der Behandlung hysterischer Patienten erzielten sie bemerkenswerte und befriedigende Resultate. Es gelang ihnen sogar, Schmerzen zu stillen, indem sie dem Patienten während eines hypnotischen Schlafes einfach versicherten, daß er beim Aufwachen von seinen Schmerzen befreit sein werde. Für den Zuschauer ist kein Zug dieser seltsamen Kraft bemerkenswerter als der Einfluß, den der Hypnotiseur auf seinen Patienten auszuüben vermag, nachdem der Schlafzustand vorüber ist. Einem Hypnotisierten wird befohlen, beim Erwachen eine Handlung auszuführen, und wenn er scheinbar in seinen normalen Zustand zurückversetzt ist, steht er so deutlich unter dem Eindruck jenes Befehles, daß er durch einen unwiderstehlichen Zwang zum Gehorsam getrieben wird. Es ist übrigens sehr leicht, den Patienten die ungewöhnlichsten Täuschungen beizubringen. Man sagt dem Betreffenden, daß er beim Erwachen statt einer Flasche eine Lampe, statt einer leeren Karte ein Bild sehen werde, oder irgendwelche andere Täuschungen, die dem Hypnotiseur einfallen, und so vollkommen ist die Macht dieses geheimnißvollen und schrecklichen Gesetzes, daß die Täuschung sich bis in alle Einzelheiten vollzieht. Doktor Lommel hatte sich, wie alle seine jungen Kollegen, eingehend für diese Versuche interessiert, die eine Verwirklichung orientalischer Märchen zu sein scheinen. Er hatte sogar einige Versuche auf eigene Rechnung gemacht; und als Mère Marchettes Leiden so furchtbar heftig wurden, hatte er gewagt, statt der Betäubungsmittel sich des Hypnotismus zur Erleichterung ihres elenden Zustandes zu bedienen. Die alte Frau war diesem Einflusse nicht leicht unterlegen; Empfänglichkeit für den Hypnotismus ist eher bei hysterischen oder nervös ver-

anlagten Personen vorhanden, als bei widerstandsfähigen Charakteren. In= dessen erlangte Doktor Lommel allmählich Macht über sie. Schließlich brauchte er, um sie einzuschläfern, bloß seinen Zeigefinger zwei bis drei Centimeter von ihrer Stirn zu halten, damit ihre Augen, um ihn anzusehen, aufwärts und ein wenig nach innen gerichtet waren. Er machte mit Mère Marchette keine Versuche; er empfand eine zu große Zuneigung für die alte Frau, um sie zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchungen außerhalb der direkten Behandlungsweise zu machen. Er sagte einfach: „Wenn Sie aufwachen, werden Sie frei von Schmerzen sein, Mère Marchette;“ dann pflegte er leicht auf ihre Stirn zu blasen und sogleich erwachte die Kranke und lag so friedlich und schmerzenfrei da, als ob keine schreckliche Krankheit an ihrer Lebenskraft nagte.

Der Fall hatte in der Salpêtrière viel Aufsehen erregt, und obschon Mère Marchette durchaus nichts davon wußte, so war doch ihr Krankenlager der Punkt, auf den die Gedanken der Ärzte halb Europas gerichtet waren. Die unwissende Bäuerin, für welche die einfachsten, wissenschaftlichen Ausdrücke unverständlich gewesen wären, lieferte den kommenden, wissenschaftlichen Abhandlungen wichtigen Stoff, und Menschen, von deren Dasein sie keine Ahnung hatte, lasen mit größter Spannung das tägliche Bulletin über ihr Befinden.

IV.

Es war einige Minuten nach zwölf, als Doktor Lommel wieder in den Saal trat. Mère Marchette lag scheinbar schlafend da, als er sich jedoch ihrem Bette näherte, öffneten sich die alten Augen mit einem durchdringend fragenden Ausdruck. Der junge Mann schüttelte den Kopf, indem er ihr liebevoll zulächelte.

„Noch nicht ganz, Mère Marchette,“ sagte er, „wir müssen noch einige Minuten warten“.

Er setzte sich neben ihr Bett und legte seine Finger auf ihr Handgelenk. Der Puls war so schwach, daß er ihn kaum spüren konnte, doch war er ruhig. Einige Minuten lang saß der Arzt ganz still, den Blick auf das arme, alte Antlitz vor sich geheftet. Der Gedanke stieg in ihm auf, was dieses Weibes Los gewesen war: ihre Kindheit und Jugend in der Bauernhütte, was dann ihr eigenes Leben gewesen sein mochte, als sie Gattin und Mutter geworden, die Trostlosigkeit, die über sie kam mit dem Tode aller ihrer Angehörigen außer Peter; das seltsame Schicksal, das sie nach Paris geführt hatte; das furchtbare Losreißen, das ihr Herz bluten machte, als man ihr den Enkel fortnahm; die rührende Geduld, mit der sie Entbehrung, Verlassenheit und Schmerzen ertragen hatte. Er kannte nur den Umriss ihrer Lebensgeschichte, da Mère Marchette wenig von sich gesprochen hatte. Er konnte sich vorstellen, was sie gefühlt haben mußte: die alte Frau hätte ihre Gemütsbewegungen nicht aussprechen können, sie hatte dieselben nicht einmal analysiert. Doktor Lommel hätte Mère Marchettes Empfindungen nicht erraten können, es sei denn, er wäre selbst ein

Bauer gewesen, so konnte er nur überlegen, was er an ihrer Stelle empfinden würde. Schließlich sagte er bei sich selbst, daß im Grunde alle die Umstände, welche Mère Marchettes Schicksal zu einem traurigen gestaltet hatten, zugleich ihre Empfindungsfähigkeit abgestumpft und so ihr Leiden gemildert haben mußten.

Er seufzte und sah nach seiner Uhr. Sein Assistent war nach dem Bahnhof gegangen, um Peter abzuholen, und es war jetzt schon fünf Minuten über die Zeit hinaus, die er für ihre Rückkehr festgesetzt hatte. Wieder besühlte er den Puls der Kranken mit einer schrecklichen Angst, der junge Soldat möchte doch zu spät ankommen. Die Ader schlug schwächer, doch immer noch ruhig, und bei seiner Berührung öffneten die alte Frau ihre Augen mit demselben fragenden Ausdrücke.

„Geduld, Mère Marchette,“ sagte er, indem er ihr aufmunternd zunickte, „es ist alles gut“.

Sie sagte nichts, aber sie sah ihn mit einem Blicke so voller Unklarheit an, daß Worte überflüssig waren. Dann lag sie wieder ruhig da, und das stille Wachen nahm seinen Fortgang. Fünf Minuten verstreichen, zehn, fünfzehn; dem jungen Arzt wurde sehr unbehaglich zu Mute. Endlich hörte er in der Ferne eine Uhr schlagen. Bei diesem Tone öffnete Mère Marchette die Augen mit einem raschen, erschrockenen Blicke.

„Peter“, rief sie mit einer Stimme voller Liebe und Schrecken.

„Viktor ist nach dem Bahnhof gegangen, ihn abzuholen; noch einen Augenblick Geduld“.

Die alte Frau sah ihn mit einem rührenden Ausdrücke an.

„Gott könnte mich nicht sterben lassen, ohne daß ich Peter wieder gesehen hätte“, murmelte sie.

In jenem Augenblicke hörte man durch die Nachmittagsstille das Geräusch eines Wagens. Mère Marchettes Augen glänzten vor fieberischer Aufregung.

„Sie müssen ruhig sein“, sagte Lommel. „Ich werde ihn zu Ihnen bringen“.

Er gab ihr den beruhigenden Trank, den sie einnehmen durfte, und ging raschen Schrittes in den Vorfaal hinaus.

V.

Doctor Lommel schloß die Türen des Krankensaales hinter sich und trat in den Korridor. Aber noch war er erst wenige Schritte gegangen, als er plötzlich anhielt; das Herz wurde ihm schwer. Viktor kam ihm entgegen, aber allein, mit blassem Antlitz.

„Viktor“, schrie Jean mit bebender, aber leiser Stimme, „was ist geschehen? Wo ist Peter?“

„Es hat ein Unfall stattgefunden,“ erwiderte Viktor. „Eine Brücke ist unter seinem Zuge zusammengebrochen“.

„Aber weißt du nicht . . .?“ fing Lommel an.

„Ja,“ unterbrach ihn der Andere; Herr von Brue, der in diesem Zuge war, und mit gebrochenem Arme davon kam, war in derselben Abteilung mit Peter. Er fuhr mit der Dampfmaschine herein, die Hilfe holte. Peter hatte ihm gesagt, daß ich ihn abholen würde, und als daher de Brue mich sah, hielt er mich an, um mir mitzuteilen, daß dem Soldaten die Brust zusammengedrückt worden, und er augenblicklich tot gewesen sei“.

Doktor Lommel stand still, und sah seinen Freund mit dem Ausdruck des Schreckens und tiefsten Mitleides an.

„O mon Dieu!“ sagte er, „die arme Mère Marchette!“

„Es wird ihr den Todesstoß geben,“ antwortete Viktor.

„Das wäre nichts,“ gab der Doktor zur Antwort.

„Es handelt sich nicht um den Tod, sondern um den Seelenschmerz, den sie ausstehen wird.“

In dem Augenblicke kam die Wärterin aus dem Saal und eilte den Korridor hinunter auf die beiden zu.

„Herr Doktor“, sagte sie, „entschuldigen Sie, aber Mère Marchette ist so sehr aufgereggt, daß ich ihren Enkel bitten möchte, eiligst zu kommen“.

Sie schaute um sich und bemerkte, daß er nicht da war. Sie wollte aufschreien, mit einem Blick gebot ihr der Doktor Stille.

„Gehen Sie zu Mère Marchette zurück“, sagte er, „und sagen Sie ihr, daß ich Peter vorbereite — nein, ich will selbst gehen. Warte hier, Viktor“.

Und er ging in den Saal zurück, und zwischen den Reihen von Betten hindurch, aus denen hervor Augen, welchen die Gleichgültigkeit des Siechtums wenig Menschliches mehr gelassen hatte, ihn etwas neugierig beobachteten. Mère Marchette saß im Bett aufrecht und zitterte vor Erwartung und Aufregung. All der Zwang, den sie sich wochenlang auferlegt hatte, war abgetan. Der Augenblick, für den sie sich am Leben erhalten, war endlich gekommen, und jetzt war es nicht mehr nötig, daß sie ihre Kräfte schonte. Ihre Augen glänzten, ein fieberisches Rot bedeckte ihre Wangen, sogar die sonst so blassen Lippen hatten sich momentan gerötet. Es schien dem Doktor, als ob alle Kräfte, die in ihrem schwachen Körper übrig blieben, jetzt noch zu einem letzten Lebensfeuer angefacht worden wären.

„Ach“, sagte er, „ich habe Peter gewarnt, daß er vorsichtig sei, und sehe, jetzt, daß Sie die Ermahnung nötig hätten. Da, es dauert nur einen Augenblick, aber ich muß Sie erst in Behandlung nehmen, ehe Sie ihn sehen dürfen“.

Indem er dies sagte, legte er ihr seinen Zeigefinger vor die Stirn mit derselben Gebärde, die er immer machte, wenn er sie hypnotisierte. Mère Marchette kämpfte einen Augenblick, als könnte sie jetzt nicht nachgeben, da ihr ein Wiedersehen mit Peter bevorstand; aber schon sank sie in einen hypnotischen Schlummer. Der Doktor beugte sich über sie und sprach so nachdrücklich, wie nie zuvor zu seiner Patientin.

„Wenn Sie wieder aufwachen,“ sagte er, „werden Sie Peter sehen; der

junge Mann, den ich Ihnen ans Bett bringen werde, ist ihr Enkel. Merken Sie sich's", wiederholte er, „Peter wird mit mir hereinkommen“.

Er blies auf ihre Augenlieder in der Weise, wie er sie gewöhnlich aufweckte.

„Nun werde ich ihn herholen, Mère Marchette“.

Und er ging in den Wartsaal zurück, wo Viktor und die Pflegerin auf ihn warteten.

„Viktor,“ sagte er eilig, „du kennst das Experiment, das Professor Charcot gestern versuchte, als er einen hypnotisierten Patienten so beeinflusste, daß er eine Person für eine andere hielt; ich habe Mère Marchette gesagt, du seiest Peter. Du mußt jetzt an seine Stelle treten, komm schnell“.

Der junge Mann trat einen Schritt zurück.

„Ich kann das nicht,“ beteuerte er.

„Du mußt,“ antwortete Lommel streng. „Komm“.

VI.

Mit größter Besorgnis betraten jetzt Jean und Viktor den Saal, sobald jedoch Mère Marchettes Blicke den jungen Mann gewahrten, begriffen die beiden, daß das Experiment erfolgreich sein würde. Es lag ein Ausdruck solch inniger, sehnsüchtiger Liebe auf den verblichenen Zügen, die eingesunkenen Augen glänzten von so unaussprechlicher Freude, die ausgestreckte Hand bezeugte solch heftiges Verlangen, daß die jungen Leute unter Tränen sich dem Bette näherten. Ein unterdrückter Schrei, halb Schluchzen, halb Wehklagen entrang sich Mère Marchettes Lippen, als Viktor vor ihrem Bette niederkniete. Der junge Mann war in tiefster Seele bewegt, so daß er es nicht nötig hatte, die zu der Rolle, die er spielte, nötige Kühlung zu heucheln. Er ergriff die abgekehrte Hand, welche auf der Decke lag und bedeckte sie mit Tränen und Küssen; da warf sich Mère Marchette mit einem Schrei beseligenden Glückes in seine Arme.

„O, Peter, Peter,“ schluchzte sie, „o, der gute Gott, der gute Gott“.

Sie umarmte ihn, drückte ihn an ihre Brust, und die göttliche Inbrunst der Mutterliebe verlieh ihr neue Kraft zu dieser Umarmung. Sie unterbrach ihre Küsse mit dem leisen undeutlichen Stammeln zärtlicher Worte. Die Ausdrücke, deren sie sich bedient hatte, als er noch in der Wiege lag, vermischten sich mit den Rosenamen seiner Kindheit und den Liebesworten der reiferen Jahre. Sie hielt ihn von sich weg, um ihn besser betrachten zu können, und strengte ihre Augen an, um in seinem Gesicht die Veränderungen zu finden, von denen sie sich in Gedanken vorgestellt hatte, sie müßten mit ihrem Peter vorgegangen sein.

„Sieh,“ sagte sie, „wie braun du geworden bist, und jetzt bist du ein Mann! Ach, du Schelm, du bist gewachsen — und nicht ein Wort hievon in deinen Briefen. Aber ich wußte es doch“.

Sie legte ihre mageren Finger unter sein Kinn, und plötzlich ernst werdend, hob sie sein Gesicht empor.

„Sieh mir in die Augen“, sagte sie; „warum wendest du dich weg? Bist du kein guter Junge gewesen; hast du den guten Gott nicht lieb gehabt?“

Der arme Viktor, von dem schrecklichen Bewußtsein des Betruges übermannt, fand es solch rührend zärtlicher Liebe gegenüber beinahe unmöglich, der alten Frau in die Augen zu schauen. Er gab sich die größte Mühe, ihren Blick standhaft auszuhalten. Doktor Lommel legte seinem Kameraden die Hand auf die Schulter.

„Ja, Mère Marchette“, sagte er, „Peter ist ein guter Junge, dafür will ich bürgen“.

Die alte Frau erhob die Augen gen Himmel, ihre Lippen bewegten sich. Sie betete augenscheinlich. Sie hatte gegen Mittag die letzte Ölung erhalten, aber der Augenblick, wo sie ihren Enkel Gott empfahl, erschien ihr nicht weniger feierlich, als der ihres letzten Abendmahls. Dann reichte sie Doktor Lommel die Hand, und sah ihn mit dem wunderbar seligen Lächeln und dem Ausdruck edler Einfalt an.

„Sie sind so gut gewesen gegen die alte Mère Marchette“, waren ihre Worte, „der gütige Gott möge es Ihnen lohnen“.

Er sah die alte, sterbende Bäuerin an, und versuchte zu sprechen, aber Schluchzen erstickte seine Stimme. Er neigte sich zu ihr nieder, küßte ihre Hand und legte sie in Viktors. Ihre schwachen Kräfte nahmen sichtlich ab. Mit einer letzten Anstrengung suchte sie sich nochmals Viktor zu nähern. Er begriff ihre Absicht und stützte sie mit seinen Armen.

„Versprich mir“, murmelte sie, und ihre Stimme sank zu einem Flüßtern herab, „daß du brav bleiben wirst“.

„Ich verspreche es“, antwortete er.

Und die Worte waren nichtsdestoweniger aufrichtig, wenn gleich sie sich in dem Sprechenden täuschte. Ein Lächeln himmlischen Entzückens glitt über ihr Antlitz; sie versuchte zu sprechen und konnte nicht. Aber Viktor verstand ihren Wunsch und küßte sie. Als sich ihre Lippen trennten, seufzte sie und erbehte.

„Sie ist tot“, sagte Doktor Lommel.

VII!

Viktor legte die Leiche sanft in das Bett zurück und stand auf. Er packte seinen Freund bei der Schulter, Tränen rollten über seine Wangen herunter.

„O, mon Dieu, Jean“, rief er aus, „solch Vertrauen zu mißbrauchen. Es ist mir zu Mute, als hätte ich einen Eid gebrochen.“

„Ich weiß es“, erwiderte Lommel, „aber o, wie glücklich war sie!“

Ende.